

Schnaps, du Traurige

Laudatio auf Clemens Meyer zur Verleihung des Mara Cassens Preises 2007

Von Ina Hartwig

Das erste Mal liest man Clemens Meyers Roman „Als wir träumten“ anders als das zweite Mal. Das zweite Mal sieht man die Kunst. Das erste Mal überlässt man sich dem unwiderstehlichen Sog, der epischen Dynamik, die einen vorwärtstreibt, weil man wissen muss, was als nächstes passiert. Dass es selten etwas Gutes ist, was da geschieht, steht schnell fest. Der Sog, den der Roman meisterhaft entfaltet, ist kein freundlicher Sog, an dessen Ende irgendeine Lösung steht oder eine Läuterung oder was der Bildungsroman sonst noch an Entwicklungsangeboten für die gefährdete Jugend im Angebot hält. Erzählt wird das triste – oder sagen wir besser: das *scheinbar* triste – Leben einer Clique Leipziger Jungen, die dem versumpften Teil der Gesellschaft angehören.

Die Helden dieses Buchs, deren Adoleszenz von der Vorwendezeit bis in die neunziger Jahre nachgezeichnet wird, entstammen einem Milieu, in dem die Väter und bald auch deren Sprösslinge entweder verzweifeln oder zuschlagen oder beides zugleich. Und nicht nur die Männer sind vom Virus der Frausthiebe infiziert. Selbst Daniels Mutter, die ihren untreuen Mann zu hassen beginnt, weil er ein Säufer und Schläger ist und einem Stasi-Typen wegen Fußballclub-Rivalitäten die Nase plattgehauen hat und dann im Bau verschwunden ist, selbst Daniels Mutter haut ihrem Sohn, wenn sie in Rage gerät, eine runter, mit der kräftigen Hand der Fabrikarbeiterin. Dann weint sie sich mit ein paar Gläsern Schnaps in den Schlaf, was Daniel – aus dessen Perspektive dieser wunderbare, traurige Roman erzählt wird – im Nebenzimmer verfolgt. Er war zuvor in Handschellen direkt bis an die Wohnungstür geleitet worden, das peinigende Grinsen der Uniformierten im Rücken.

Kaum zu sagen, an welchem Punkt der Absturz jeweils anfängt, sicher ist nur: Er ist unvermeidlich. Daher rührt auch die Spannung dieses Romans, man erwartet ständig den Triebdurchbruch, die Eskalation, die enthemmte Schlägerei, die nicht umsonst „Tanz“ genannt wird im Idiom der harten Jungen von Leipzig-Ost. In dem Gemisch aus Trostlosigkeit und Sehnsucht, Gewalt und Alkohol, sind Motive und Folgen kaum mehr zu unterscheiden. Es scheint, als reproduziere sich eine Stimmung immer wieder, ganz so, als sei sie ein Selbstzweck; der Teufelskreis als Stilleben. Dabei meidet der Autor jegliche moralische Tonlage - außer bei Drogen, von denen er sagt, sie machten „alles kaputt“.

Gute Literatur ist nie moralisch, eigentlich eine Selbstverständlichkeit, aber angesichts der Fallen, in die bei sozialen oder vermeintlich sozialen Themen so leicht getappt wird, sei es in aller Deutlichkeit festgehalten: Clemens Meyer, dieser erstaunliche Debütant des Jahres 2006, ist nicht einmal ansatzweise so etwas wie ein „engagierter“ Schriftsteller, geschweige denn ein sozialer Schwärmer. Es geht ihm nicht darum, sich mit den Unterprivilegierten zu solidarisieren oder gar für die Verbesserung von deren Lebenssituation einzutreten. Seine Literatur lebt nicht vom Einspruch. Sie lebt von der Beobachtung, von der Einfühlung, von der Liebe zum Detail. Sie lebt von einer Sprache, die es schafft, die Tristesse und den Schmutz zum Glänzen zu bringen.

Aus der Perspektive des Romans sind Daniel (der schon erwähnte Ich-Erzähler), Mark, Pitbull alias Stefan, Rico, Paul und Walter keine Opfer. Obwohl man sie so sehen könnte, und viele Politiker würden sie zweifellos so sehen wollen. Für Clemens Meyer aber sind die Freunde aus dem Stadtteil Reudnitz Vertreter jener „sozialen Randwelten“, die genau die „Geschichten hervorbringen, die mich interessieren“. „Es geht mir um den Blick aus dem Elend heraus“, sagte er letztes Frühjahr auf der Leipziger Buchmesse, wo wir uns am Stand seines

Verlags im Neonlicht der weiten Hallen zum Interview trafen und dazu aus Plastikbechern Selterwasser schlürften: Eine groteskere Gegenszene zu den schummerigen Kneipen von Leipzig-Ost, wo die Helden dieses Buchs ihre Kehlen ölen und ihr Sitzfleisch und gelegentlich ihre Muskeln trainieren, ist kaum vorstellbar. Clemens Meyer eilte damals, es ist noch kein Jahr her, von einem Termin zum nächsten. Selbst die Bild-Zeitung, Ausgabe Leipzig, hatte sich die Geschichte des Shooting-Stars aus Reudnitz nicht entgehen lassen, und so kam es, dass der noch nicht einmal dreißigjährige Autor plötzlich in seinem Stadtteil bekannt war wie ein bunter Hund. „Meine Freunde sind stolz, die lesen sonst nicht, finden sich in meinem Buch auch nicht wieder“, meinte der frischgebackene Promi und ahnte vielleicht oder fürchtete, dass sich nun einiges ändern könnte in seinem Viertel, von dem es mehrmals im Roman heißt, es sei ein übles. „Wenn der Rummel vorbei ist, sitze ich wieder da und schreibe“, sagte Clemens Meyer noch, und es klang wie die Beschwörung einer Unwahrscheinlichkeit. Dann stürzte er los zum nächsten Termin.

Dass es einen Ehrenkodex gibt jenseits der guten Sitten der guten Gesellschaft, weiß jedes Kind, das seine Augen öffnet: Aber dass dieser Kodex in die jüngste deutschsprachige Literatur mit Aplomb Eingang gefunden hat, war dann doch eine Überraschung gewesen, eine Überraschung, die von der Kritik enthusiastisch begrüßt wurde. Nur vereinzelt waren griesgrämige, ablehnende Stimmen zu hören, die mutmaßten, hier sei kriminelle Romantik im Spiel: Clemens Meyer ärgerte sich mit entwaffnender Offenheit. Dieser junge Schreiber, von dem es hieß, er sei von Kopf bis Fuß tätowiert und lebe zusammen mit seinem alten Hund, ließ niemanden gleichgültig. Mit einem wie Clemens Meyer hatte die literarische Branche nicht gerechnet, waren doch die meisten jungen deutschen Schriftsteller in den letzten Jahren eher damit beschäftigt, ihre übersichtlichen Mittelstandserfahrungen zu verarbeiten. Und nun tauchte plötzlich einer auf, der sich mit der Unterseite der Gesellschaft

bestens auskennt, mit Autoknacken, Jugendknästen, Bambule, Saufen, Drogen, mit Kinnhaken und Knochenbrüchen, mit Boxkämpfen und Bordellen, mit dem ganzen dreckigen Mackervokabular, das vor allem eines geradezu panisch zu vermeiden sucht: Schwäche zeigen.

Das permanente Rauchen und Trinken seiner Helden symbolisiert ein inneres Festhalten, eine Dauernervosität, eine Choreographie des Fertigseins und der Coolness, für die Clemens Meyer einen phantastischen Sinn hat. Man muss sich das Vokabular der harten Burschen wie Noten vorstellen, aus denen sie ihre gesprochenen Songs komponieren, die den Raum zwischen Lauer und Betäubung füllen. Ihre Worte sind: Scheiße (in allen Kombinationen), Fidschis, Glatzen, Faschos, Zecken, Neger, Bullen, Leichenficker, Schläger, Trinker, Kiste, Knast, Ghetto („Heim“ ist bei Strafe verboten, ein offenbar zu verletzendes Wort), Arschloch, Alte, Kippe. Der rassistisch eingefärbte Jargon wird keineswegs in Frage gestellt, im Gegenteil, er definiert das Territorium. Die Worte werden eingerammt wie Eisenpfähle, an denen man sich wehtun kann, obwohl sie auch eine Art Schutzfunktion erfüllen. Bei falschem Gebrauch zieht Gefahr auf – die Gefahr, mächtig eins in die Fresse zu kriegen.

Dies ist eine Jugend, die im tribalistischen Soziotop Halt und Orientierung sucht, nicht in der Demokratie der „neuen Zeit“ und schon gar nicht in der verflossenen „Zonenzeit“, über deren Schikanen der Roman mit aufrichtigem Dégout und gelegentlichem Amüsement berichtet. Die Liebe zu den sanften Mädchen bietet erst recht keinen Halt. Die Liebe bleibt ein Drama der Einsamkeit, weil zwischen Protzerei und Sehnsucht, zwischen falschen und echten Gefühlen keine Brücke geschlagen wird; und so passt es ganz gut, dass der schönste, reine Engel der Jugendzeit – Estrellita – schließlich eine Hure ist, die im Klo einer Animierdisco kokst.

Ein brillantes Kapitel von „Als wir träumten“ spielt einige Jahre nach der Wende im Jugendarrest Zeithain vor den Toren Leipzigs, wo Glatzen, russische Junkies, „Fidschis“ und so Kerle wie Daniel aufeinandertreffen, eine explosive Mischung, mit der der Ich-Erzähler sich dank seiner diplomatischen Lethargie ganz gut zu arrangieren versteht: „Die kleine Glatze rechts neben mir wusch sich das Gesicht, dann beugte sie sich zu mir rüber. ‚Bist gestern gekommen, was?‘ ‚Ja‘ sagte ich, ‚gestern‘. Ich spuckte den Schaum ins Waschbecken und spülte den Mund aus. ‚War bisschen spät, was?‘ Der SSS-Typ drehte sich zu mir rüber, sein Bauch hing halb auf dem Waschbecken. Ich gurgelte. ‚Bist’n böser Junge?‘ ‚Geht so‘, sagte ich und hielt meine Zahnbürste in den Wasserstrahl. (...) ‚Bist kein böser Junge?‘ ‚Wenn’s sein muss.‘“

Die Kunstfertigkeit ist überall am Werk in diesem Roman, und sie geht über die Beherrschung des Stoffs weit hinaus. Clemens Meyer verriet mir, er sei zwar ein „Schulhasser“ gewesen, habe aber „immer schon geschrieben“. Er habe nie studieren wollen, und dass er es dann doch getan hat, nämlich am renommierten Deutschen Literaturinstitut in Leipzig, hat ihm zumindest nicht geschadet. Im Neonlicht der Messehallen bezeichnete er sich als Autodidakten, der ohne Anleitung die große Literatur verschlungen habe. Es sprudelte nur so aus ihm heraus: Bei den Russen – Turgeniew, Dostojewski - stehe „das Menschliche“ im Vordergrund, bei den Franzosen – Zola, Balzac – „die gesellschaftlichen Klassen“. Bei Ernst Jünger, gab er lässig zum Besten, obsiege die „Materie über die Heroisierungsversuche“. Schließlich bekannte sich Clemens Meyer zu den Amerikanern, er, der niemals ein Flugzeug besteigt und sein Viertel am liebsten so selten verlässe wie seine Romanhelden. Er verehere Chandler, Dos Passos, Fitzgerald. „Mein Lehrer aber ist Hemingway.“

Ausgerechnet Hemingway! Was hat der bohemistische Weltreisende und Großwildjäger mit dem Lebensgefühl einer allmählich zerbröckelnden Clique

aus Leipzig-Ost zu tun? Bei näherem Hinsehen einiges: Es fängt mit dem ergebenen Verhältnis zum Alkohol an – das klinische Wort „Sucht“ ist viel zu banal - und endet mit einer ins Dunkle weisenden situativen Glücksvorstellung. Eines Tages lernen die Reudnitzer Freunde die alte Frau Böhme kennen, die halb blind im Bademantel in ihrer Wohnung vor sich hinsüffelt und für jede Ablenkung dankbar ist. Daniel, Rico, Mark und Walter helfen ihr beim Kohleschleppen, und als die Jungen die gefüllten Eimer aus dem Keller in das ärmliche Lager hochgebracht haben, werden sie gewahr, dass sie von ihrer neuen Bekanntschaft in vielerlei Hinsicht profitieren können. Frau Böhme trinkt nicht nur tassenweise Glühwein, von dem immer ein bisschen über ihre Hand läuft. Sie hortet zudem jede Menge Schnaps, und den offeriert sie ihren jugendlichen Besuchern generös. Dass einer von ihnen ins Nebenzimmer schleicht und feixend mit ein paar Scheinen wedelnd zurückkommt, ahnt die Alte nicht, oder sie nimmt es hin, beides wäre denkbar. Plötzlich unterbricht die Klingel den idyllischen Nachmittagsrausch. Vor der Tür stehen drei Jungen mit geschorenen Schädeln. Mindestens einer von ihnen hat den „bösen Blick“. Rico macht das keine Angst. Er war „Zonenzeiten“ ein guter Boxer und lässt sich die Gelegenheit nicht entgehen, die Kraft seiner linken Faust erneut auszuprobieren. Der kleinwüchsige - und dafür gelegentlich verhöhnte - Walter behält die alte Frau im Blick, während seine Kumpel im Treppenhaus lautstark und blutig die Konkurrenz vertreiben. Eine Szene, die sich offenbar wiederholt, denn zusammenfassend heißt es: „Das halbe Viertel geht zur Alten und will abkassieren, aber es ist unsere Alte und unsere Kohle, und wir passen auf sie auf und lassen keinen rein.“

Bevor sich der kleine Walter mit einem geklauten Auto am Prager Platz in den Tod fährt, und bevor Mark an seinen Drogen krepirt, und bevor Rico wieder hinter Gittern verschwindet, unternehmen die Freunde mit Frau Böhme einen Ausflug zum Friedhof. Sie hatte sich gewünscht, das Grab ihres Mannes

wiederzusehen. Das zu diesem Zweck gestohlene Gefährt tut seine Dienste – und als die Witwe endlich am Grab steht, kippt sie ein paar Gläser Schnaps darauf; eine Trinkergeste, die einem das Herz zusammenschnürt. In solchen unglaublich lebensnahen, poetisch dichten Momenten ist alles da, was Clemens Meyer kann.

Es freut mich sehr, dass in meiner Geburtsstadt Hamburg ein so wichtiger und sinnvoller Preis wie der Mara-Cassens-Preis für ein deutschsprachiges Debüt vergeben wird. Der großzügigen Stifterin sei herzlich gedankt dafür. Die unabhängige Jury hat sich entschieden, Clemens Meyers Debüt „Als wir träumten“ auszuzeichnen. Eine ausgezeichnete Wahl! Für mich selbst war dieser Autor *die* Entdeckung des vergangenen Jahres. Erfrischenderweise ist das hier keine professionelle Kritikerjury, wie es normalerweise der Fall ist. Es sind die echten, engagierten Leser, die entschieden haben, also die, auf die es wirklich ankommt. Insofern, scheint mir, ist dieser Preis für den Ausgezeichneten ein ganz besondere Ehre.

Herzlichen Glückwunsch, lieber Clemens Meyer, zum Mara-Cassens-Preis
2007!